

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

12.12.1920 (No. 50)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 50



12. Dez. 1920

Mar Dreßler / Gestalt und Seele.

(Schluß.)

Es ist eine glückliche Gabe, wie alle künstlerische Gestaltungs- und Ausdrucksfähigkeit überhaupt, natürlich, frei und doch durchaus kultiviert zu erscheinen, sich zu geben, sich zu halten und zu bewegen, ungezwungen und doch ganz beherrscht zu reden. Eine solche natürliche Gabe ist durch Stählung des Geistes und Übung des Körpers zu entwickeln. Aber auch wo sie von Natur fehlt, kann sie durch Selbsterziehung, durch Schaffen an sich selbst, erworben werden. Demosthenes, zur Rede unbegabt, hat sich durch eisernen Willen zu Hellas' größtem Redner gemacht. Je früher diese Erziehung einsetzt, desto sicherer ihre Resultate. Denn Kultur soll wie eine zweite Natur wirken, soll vollkommen angeeignet, assimiliert, in unser Wesen aufgenommen werden. Was nicht so völlig mit unserem Wesen verschmilzt, bleibt ihm ein Fremdes, vor außen Angeheftetes; wirkt unnatürlich, künstlich, affektiert. Der bourgeois gentilhomme ist eine lächerliche Figur. Wie die früh erworbene Sprache uns zur Muttersprache wird, Mittel zur natürlichen Ausdrucksgestaltung unserer geistigen und gemüthlichen Innerlichkeit, so soll die stumme Sprache unserer leiblichen Gestalt ganz und vollkommen Ausdruck unseres bewegten Geistes sein. Der so vollkommen angeeignete kultivierte Ausdruck in Gestalt und Sprache ist gleich weit entfernt von chaotischer Natur wie von Künstlichkeit und Affektation. Beim kultivierten Menschen, wie beim bildenden Künstler, folgt das äußere Gestalten den leisesten Regungen des Innenlebens, wie der Schatten dem Körper und der wechselnden Beleuchtung. Nicht sehen soll die Gestalt, sondern offenbarende Erscheinung sein des Geistes.

Bild der Freiheit, die wir im Busen tragen, soll uns die Erscheinung sein. Je mehr uns die Fesseln gemeiner Wirklichkeit drücken und belasten, desto größer die Sehnsucht nach angeschauter Freiheit in Gestalten. Ein Symptom für diese Sehnsucht der heutige Kult des Tanzes, in dem wir die heitere, lächelnde Befreiung von aller finsternen Erdschwere begrüßen, dieses Tanzes, der aus leerer technischer Künstelei zum echten Kunstwerk erhoben ist, zur Ausdruckskunst, in der die Gestalt nur mehr vollendeter Ausdruck der frei bewegten Seele ist. So wurde wohl nirgends so warm wie in Deutschland die Dalcrozesche rhythmische Gymnastik aufgenommen, die das Instrument üben will, daß es den Bewegungen des Geistes leicht und willig und harmonisch folge.

Freiheit möchten wir verkörpert sehen in der Persönlichkeit, Geistesfreiheit, die den ganzen Körper durchstrahlt, gestaltet, belebt und beseelt und bewegt; unsere Gestalt soll Ausdruck unserer freien Persönlichkeit sein. Nicht beuge sich der Mensch unter ein Schema der allgemeinen Mode; nicht lasse er sich zwingen in beirren durch die zufällige Konvention der Zivilisation, sei's in Rede, sei's in gestaltlichem Ausdruck. Jeder Einzelne soll eine eigentümliche, charakteristische und interessante, freie geistige Persönlichkeit sein.

Die Zivilisation schleift vieles Eigene ab. Sie schreibt eine gemeinsame Sprache vor. Gewiß mit Recht; schon die Notwendigkeit der Verständigung gebietet das. Und dennoch soll jeder Mensch seine eigene Sprache sprechen, den Ausdruck seiner eigentümlich gestalteten Innerlichkeit.

So treffen wir immer — innerhalb des umfassend Gemeinsamen, allgemein Menschlichen, Völkischen — die feinere Differenzierung des Persönlichen. Auf dem großen Hintergrunde der Menschlichkeit überhaupt zeichne sich das Bild der einzigen Persönlichkeit mit eigenen Farben. Das Allgemeine übt seinen Zwang ja mächtig genug. Nicht nur erkennen wir am Äußeren die Angehörigen eines Volkes, eines Stammes, im Gegensatz zu anderen; auch innerhalb der Volksgemeinschaft zeichnen sich die Berufsstände oft deutlich ab. An Haltung, Ausdruck, Rede erkennen wir den Schauspieler, den Gelehrten, den Kaufmann, den Pfarrer usw.; oft mögen wir uns zweifelnd fragen: Hat der Beruf dieses Gesicht gebildet, oder hat dieses Gesicht zum Beruf prädestiniert? All diesen nivellierenden Gewalten gegenüber gilt es, die Persönlichkeit zu wahren und ihre Freiheit und ihren persönlichen Ausdruck.

Aus Gestalt, Körperhaltung, Bewegung, besonders aus dem Ausdruck des Gesichtes und dem Spiel der Hände offenbart sich uns das innere Wesen des Menschen, seine Stimmungen, Affekte, Leidenschaften, Willensrichtungen und Lieblingsbeschäftigungen, und selbst gelegentliche absichtliche Verstellung verrät oft das innere Wesen uns nur desto mehr. So ist auch die Handschrift bekanntlich ungemein bezeichnend; sie enthüllt sowohl den allgemeinen Charakter, wie die augenblickliche Stimmungslage; so ist auch die Kleidung, soweit die Konvention der Persönlichkeit Spielraum läßt, höchst ausdrucksvoll; Kleider machen Leute — aber vielmehr sollen Leute die Kleider so machen, resp. tragen, wie sie ausdrucksvoll ihrer seelischen Eigenart entsprechen; so wird aus einer Verhüllung eine wahre Enthüllung. Endlich auch die weitere Umgebung des Menschen, die Wohnung, soweit auch hier der äußere Zwang die innere Freiheit gewähren läßt, wird durchstrahlt, beseelt und belebt von dem darin lebenden Geist; die Wohnungseinrichtung und Wohnungshaltung atmet den Geist ihres Besitzers und Schöpfers; auch sie wird zum Ausdruck des Inneren, zur ausdrucksvollen Gestalt, symbolisch für den Geist, der darin lebt. In allen diesen Gestaltungen, mit abnehmender Stärke vom Zentrum nach der Peripherie zu, die das beseelende Licht einer Persönlichkeit eben noch bestrahlt, findet das Innere seinen Ausdruck. Freilich empfiehlt sich bekanntlich Vorsicht in aller physiognomischen und graphologischen, überhaupt aller Gestaltendeutung. Nicht nur kann man sich irren und Menschen falsch beurteilen — man kann dem Menschen auch direkt schaden; denn man kann den Menschen zu dem machen, wofür man ihn hält. Das Faunsgeßicht des Sokrates konnten schlechte Physiognomiker mißdeuten, und manche schön

erscheinende Larve wird überschätzt. Dort wurde das Durchkämpfen des Geistes gegen Widerstände ererbten Stoffes nicht wahrgenommen; hier wird eine glückliche Form allzu bereitwillig für den lebendigen Ausdruck einer schönen Seele genommen.

Die Gestalt ist ja nicht ausschließlich Werk der individuellen Persönlichkeit, wie diese ebensowenig sich selbst aus dem Nichts erschafft. Der Seele wie dem Leib ist ja das meiste angeboren; sie sind das Werk von Tausenden von Generationen, die an das jetzt bestehende Wesen ihre seelischen und körperlichen Erwerbungen vererbt haben. Auf diesem vorbereiteten, vielfältig vorbestimmten Boden ererbter innerlicher und äußerlicher Eigenschaften erhebt sich erst die selbstbewusste, lebendige, ihr Geschick als ihres Glückes Schmied aufbauende, ihre Eigenart innerlich wie äußerlich gestaltende Persönlichkeit. Aus dem gegebenen Material muß der Mensch mit eigener Kraft seine Gestalt bilden, wie der Künstler, nicht unabhängig von dem Material, in die im großen ganzen gegebene Form die bestimmten Züge des Geistes prägt. Das eigene Erleben, das eigene Stellungnehmen gegenüber den Ereignissen, die persönliche geistige Gerichtetheit — sie zeichnet mit immer wiederholten Meißelschlägen die Persönlichkeit in die unbestimmte Masse der ererbten Formanlagen.

Allen bekannt, von Allen verstanden, sind die mimischen Ausdrucksgeberden, die unsere Gefühlsregungen unwillkürlich begleiten, die wir auch willkürlich gebrauchen, um unser Fühlen anderen mitzuteilen. In dieser Geberdensprache verstehen sich alle Menschen der Erde, und sie ist auch den höheren Tieren verständlich; wie umgekehrt auch wir den mimischen Ausdruck der höheren Tiere verstehen. Je niedriger die Stufe, je geringer ausgebildet das Gefühlsleben, je unentwickelter die Persönlichkeit, desto unbestimmter der mimische Ausdruck.

Darwin hat gezeigt, wie ganz ursprünglich Gemütsbewegungen mit Muskelbewegungen zweckmäßig verbunden sind. Die Muskelbewegung, die hieraus erfolgende Gestaltsveränderung, repräsentiert nach außen die innere Gefühlsregung, spricht sie aus, teilt sie andern mit. Es sind Bewegungen der Muskeln, die um die Eingänge der Sinnesöffnungen herum gelagert sind, die Aufnahme von Eindrücken erleichternd oder abwehrend. Nur ein paar Worte und Beispiele aus diesem bekannten Gebiet. Der Stirnmuskel zieht die Augenbrauen in die Höhe, hebt damit schnell und stark die Augenlider zur Aufnahme der äußeren Gesichtseindrücke; die quer geschwungenen Falten der Stirn geben den Ausdruck der Erwartung — „sie sitzen schon mit hohen Augenbrauen gelassen da und möchten gern erstauern“. Der Mensch ist ganz Auge; alle seelische Energie ist auf die eine Aufnahme gerichtet; der Unterkiefer sinkt der Schwere nach herab; die Glieder vergessen ihre Tätigkeit; alles erstarrt. König Johann: „Ich sah 'nen Schmied, mit seinem Hammer, so — Verschlingen den Bericht von einem Schneider“. Der Augenschließmuskel bewirkt krampfhaften Augenschluß zum Schutz gegen Blutandrang ins Auge bei heftigem Schreien; die senkrechten Falten auf der Mitte der Stirn drücken Schmerz aus; die entwickeltere Seele unterdrückt zwar den Schrei; aber die senkrechten Falten bleiben bestehen, als Ausdruck schmerzlicher Gemütsverfassung, schweren, sorgenvollen Denkens und Grübelns; zugleich ist das Auge verhüllt, abgeschlossen gegen außen; die Seele hat sich zurückgezogen auf sich selbst, auf ihr Leid. Und im höchsten seelischen Schmerz hemmen wir nicht nur das Schreien, sondern kämpfen auch an gegen die damit ursprünglich verbundene Schließmuskelnzusammenziehung durch Tätigkeit des Stirnmuskels; das gelingt nicht ganz; es entsteht die eigentümliche Kombination senkrechter Falten in der Mitte der Stirn und querer Falten in beschränkter Ausdehnung; dieser Linienkomplex ist für uns Ausdruck des tiefsten inneren stummen Leidens. Das leichte Herausziehen der Mitte der Seitenhälfte der Oberlippe bedeutet uns Verachtung und höhnische Herausforderung; ursprünglich handelt es sich nach Darwin um Entblößung des Eckzahns; dem Feind wird mit der Waffe gedroht. Das Herabziehen der Mundwinkel — ein langes Gesicht machen — bedeutet uns Rührung, beginnendes Weinen, in leichten Graden blasierte Anzufriedenheit. Für den charakteristischen Ausdruck des Lachens fehlt uns jede Erklärung. Mit diesen wenigen Andeutungen genug von dem bekannten ausdrucksvollen Spiel der mimischen Muskeln des Gesichtes. Wir bemerken nur noch, daß alle Muskeln des ganzen Körpers auch Ausdrucksmuskeln sind, da sie dem Körper die ausdrucksvolle Haltung und Bewegung verleihen.

Jede Seelenbewegung hinterläßt in der Seele eine Spur; einmal ist nicht keimmal; die erste Bewegung erleichtert den Eintritt der zweiten und folgenden, bahnt ihnen die Wege; diese Spur vertieft sich immer mehr, je häufiger sie wiederkehrt, bis sie ge-

wohnheitsmäßig, zweite Natur, charakteristische Eigenschaft des Menschen geworden ist. So gestaltet auch jede einzelne Bewegung, so vorübergehend sie zunächst war, doch den Körper, und hinterläßt endlich, wenn sie tausendfach wiederkehrt, ihre nach außen deutlichen tiefen Spuren; steter Tropfen höhlt den Stein. Wenn man einmal im Leben ein unzufriedenes blasiertes Gesicht macht, so ist die Wirkung wohl gering; der Ausdruck gibt einen momentanen Gemütszustand an, der schnell vorübergehen kann, zufällig, für die Persönlichkeit nicht charakteristisch war; er wird schnell wieder völlig ausgelöscht, wenn gewohnheitsmäßig dauernde Heiterkeit, Güte und Wohlwollen die Züge belebt und beherrscht. Aber wenn diese Bewegung wiederkehrt, wenn die Tätigkeit bestimmter Gesichtsmuskeln — sowie auch aller übrigen — sich immer wieder in demselben Sinne wiederholt, dann graben sich, als deren Wirkung, gewisse Falten und Furchen tief und immer tiefer ins Gesicht ein, dann werden die Züge zum Ausdruck der dauernden, gewohnheitsmäßigen Gemütsverfassung, wie auch die gesamte Körperhaltung und Bewegungsart immer mehr charakteristisch wird. Das sind dann wohl wahrhaft untrügliche Ausdruckszeichen für die Physiognomik.

Die Wirkung der Tätigkeit der Gesichtsmuskeln auf gewisse Linien im Gesicht erinnert an H. de Superville's Gedanken über die unmittelbare Ausdruckswirkung der Richtungslinien; denn die Wirkung der mimischen Muskeln ist Veränderung der Richtung der Hauptlinien des Gesichtes. Senkrecht erhebt sich der Mensch von der horizontalen Erde. Die senkrechte, aufrechte Haltung ist Ausdruck der Aktivität. Zwei Haupttonarten unterscheiden wir in aller Natur und Kunst: Moll und Dur. Der große Naturlaut, das Moll — die Horizontale. Die Senkrechte entspricht dem Dur. Dort müdes Liegen, Lagern, Lasten, Leiden, Passivität. Hier Erheben, Aufstehen, Aufstreben, Aktivität. Walter Crane: „Aufstrebende lange Linien, die sich der strengen Senkrechten nähern, wecken Gefühle der Erhebung und Begeisterung, des Aufstommens, des Triumphes, der Kraft und des Strebens, während wir überall mit der Horizontalen das Gefühl der Ruhe verbinden, sei es in Landschaft, Architektur usw. Die Canellierung der Säule steigert das Gefühl der Aufstrebenden, siegreich tragenden Tendenz, gegenüber dem horizontal ausladenden Kapitelle und dem lagernden Gebälk. Schiefe Richtungslinien bezeichnen Gegenwirkungen, Uebergänge, ein Kämpfen nach oben oder ein Unterliegen nach unten, den Dissonanzen in der Musik vergleichbar, die nach Auflösung drängen.“ Auf der Senkrechten gibt es eine Horizontale und zwei Arten Schiefe: divergierende und konvergierende nennt sie H. de Superville; und er zeigt die drei Schemata des lachenden, weinenden, unbestimmt ruhigen, leidenschaftslosen Gesichtes. Diese Richtungslinien entsprechen nun den Wirkungen der mimischen Gesichtsmuskeltätigkeit; Lachen: divergierend; Trauer: konvergierend; leidenschaftslose Ruhe: horizontal.

Linien, die Elemente aller Gestaltung, sind an und für sich ausdrucksvoll. Sie leben. Wille und Kraft bringt sich in ihnen zum Ausdruck. Wir fühlen uns ein in die Formen. Gefühlsgrundformen, Streben und Widerstreben (Tragen und Lasten), Spannung und Lösung, eigene Willensstätigkeit wird in das Objekt projiziert; Willensgefühle wandern in den Gegenstand über und beleben diesen.

So hat die klare, scharfe, einfach regelmäßig in ihrem Wege beharrende Gerade ihren entschiedenen Charakter: ungeändertes, unbeirrtes Fortgehen in einer Richtung, ohne Störung und Hemmung, ohne Wanken — das Bild einfacher Geradheit, des unbefchränkten Hinausstrebens ins Unendliche des Raumes. Mit den Linien streben wir empor, werden mit ihnen niedergedrückt, weiten uns aus, engen uns ein, raffen uns zur Tätigkeit auf, beruhigen uns abschließend, bewegen uns in strenger Ordnung, ergehen uns spielend, leben uns hemmungslos aus, kämpfen gegen Widerstände an. Trohig und kühn scheint der Berg anzusteigen, in den Linien selbst scheint es zu klettern, zu stürzen, sich leise zu senken, schwerfällig zu erheben, sich zu spalten und zu zerreißen, sich aufzubauen, zu türmen. Bösartigkeit und Grauenhaftigkeit grinst uns aus Linien entgegen; stille Vornehmheit spricht uns an. (Volkelt, Aesthetik.)

Bewegungsempfindungen sind es, die uns den Stamm eines Baumes leicht oder kämpfend aufzustrecken scheinen lassen, die Aeste hemmungslos oder auch ruck- und stoßweise, gewaltjam auszubreiten scheinen lassen. Siegreich frei, hoch hinaufweisend erscheint der emporstrebende Turm; dumpfe schwere Bedrückung geht von manchen Gewölben aus. Wir sprechen von leichten Formen, schweren Formen. Die dorische Säule erscheint schwer

im Vergleich zur ionischen; die ägyptische Baukunst im allgemeinen schwer im Vergleich zur griechischen. Selbst von kühlen und warmen Formen kann man sprechen; die Renaissancebaukunst wirkt kühl, erhaben über alle Affekte; die Gotik warm, dem menschlichen Fühlen, Streben und Sehnen näher.

In der unorganischen Natur finden wir scharfe Kanten, spitze Ecken, ebene Flächen; in der organischen Natur weiche Uebergänge, geschwungene Begrenzungslinien. So werden weiche geschwungene Kurven zum Ausdruck des Organischen, des Lebendigen, Beweglichen. Hogarth hat die in einer Ebene sich windende Wellenlinie, die im Raum sich windende Schlangenlinie die Linie der Schönheit und des Reizes genannt. Alle krummen Linien ausdrücken Beweglichkeit, leicht fließende Unruhe, Lebendigkeit, auch Weichheit, gegenüber der starren geraden; gegenüber der Festigkeit und Sicherheit dieser sind sie auch Ausdruck der Unbestimmtheit und Verwirrenheit. So hat man sanft geschwungene Linien mit sanften Bewegungen des Gemüts verglichen; abgerissene, emporsiehende, niederstürzende Linien mit zähen, wilden Affekten. Bekrümmte, abwärts gebogene Linien drücken Niedergeschlagenheit und Verzweiflung aus; von kraftvollstem Ausdruck ist die in die Höhe fortschreitende Spirale. Echte Bewegungsempfindungen sind es, wenn wir mit allem Konvergen das Gefühl des Zurückdrängenden, Entgegenwärtigen, mit dem Konkaven das Gefühl des Hineinziehenden, Aufnehmenden verbinden.

Wenn sich Linien nun in der Fläche zu Flächenfiguren, im Raum zu Körpern zusammenschließen, dann entscheidet über den Ausdruckswert das alte Gesetz der Einheit in der Mannigfaltigkeit. Beides fordert das geistige Wesen in uns: Reichtum der Mannigfaltigkeit sowohl als Ruhe der Einheit. Mannigfaltigkeit ohne bindende, zentrierende Einheit, ohne überschauten Zusammenhang ist Chaos; Einheit ohne Mannigfaltigkeit wirkt monoton, langweilend, ermüdend, ist tot.

Einheit in der Mannigfaltigkeit garantieren die Gesetze der Harmonie, Symmetrie. Wir kennen die strahlige und die zweiseitige Symmetrie. Das einfache Kinderspiel des Kaleidoskops zeigt den Reiz der strahligen Anordnung. Justus Kerner's Tintenflecks den der zweiseitigen Symmetrie. In der Geometrie kennen wir den Kreis und die platonischen Figuren, in der Natur viele niedere Lebewesen (Radiolarien, Blumentiere, Stachelhäuter), sowie die Blüten als strahlig symmetrische Gebilde. Alle höheren Tiere und die Vögel zeigen die zweiseitige Symmetrie. Die regelmäßige Gestalt gewährt dem Auge einen Ruhepunkt, in dem alle Ausbreitung auf einen Mittelpunkt bezogen werden kann; auf den Mittelpunkt beim Kreis und regelmäßigen Vieleck; auf die Brennpunkte bei der Ellipse; bei der Parabel besteht einerseits Anziehung durch den Brennpunkt, andererseits Beziehung auf etwas Fernes, außer ihr Gelegenes, daher der Charakter des Mystischen, Dunklen, gegenüber der heiteren Anmut, dem edlen Ernst des Kreises, der Ellipse. Hier zeigt sich gleich das Bedürfnis nach reicherer, innerer Gliederung: die einfache Gestalt des Kreises wird interessanter, wenn er mittelst einer Anzahl von Durchmessern in gleiche Sektoren geteilt ist, und die Ausdruckswirkung erhöht sich, wenn außerdem in jedem Sektor die Sehne gezogen wird. Die symmetrischen Formen werden um so wohlgefälliger, je reicher die innere Gliederung derselben, je größer die Mannigfaltigkeit, die in ihnen zur Einheit zusammengefaßt wird. Im Kreis sah man schon im Altertum das Sinnbild höchster Vollkommenheit und Schönheit, das Bild ununterbrochen fließender, geschlossen in sich zurückfließender Bewegung. Das Quadrat wirkt abgeschlossen, unabhängig, monoton. Der Würfel in kleinerem Maßstab, so bei Türmen, drückt große Energie aus; aber er ist ohne die Anmut und Beweglichkeit des Runden; ein schwer aufliegender Block; Symbol des Trägen, der ungetrübten Ruhe, gegenüber der schwebend beweglichen Kugel, der in die Höhe ziehenden Pyramide. Fechner hat Rechtecke, vom Quadrat bis zu den langgestreckten Formen unter seine Bekannten verteilt und die Ausdruckswirkung dieser Gestalten erfragt. Die langen Formen, Seitenverhältnis 1:2, 5:2, wurden von einer Dame als leichtsinnige Formen abgelehnt, von einer anderen bevorzugt, weil sie so schön schlank seien; 6:5 wurde als gemeine Form bezeichnet, auch als heuchlerische Form, es sähe fast aus wie ein Quadrat und sei doch keines. Die Mehrzahl bevorzugte das Verhältnis der Seiten nach dem Goldenen Schnitt als das nobelste. Das Proportionsgesetz des Goldenen Schnitts setzt die einzelnen Glieder eines Ganzen in einheitliche Verhältnisse zueinander; der kleinere Teil verhält sich zum größeren, wie der größere zum Ganzen; oder das Ganze verhält sich zum größeren, wie der größere zum kleineren Teil; in einfachsten Zahlen ausgedrückt:

3:5, 5:8, 8:13, 13:21 (13+8) usw. Zeising sagt: Dieses Gesetz tragen wir in unserem Inneren und finden wir in allen schönen Gestalten, am vollkommensten in der Menschengestalt ausgeprägt, z. B. an Fingern und Hand; die Taille teilt den menschlichen Körper nach dem Gesetz des Goldenen Schnitts. Gebrauchsgegenstände aller Art werden nach diesem Gesetz gefertigt: Fenster, Türen, Bücher, Visitenkarten usw. Die Gliederung der Gestalten nach dem Gesetz des Goldenen Schnittes gibt unter allen Umständen einen wohlgefälligen Ausdruck, den Ausdruck der beherrschenden Geistigkeit, des Gesetzes, in der Gestalt, den Ausdruck der Geistes Herrschaft, die auch unseres Wesens Wesen ist.

Mit den Ausdruckswirkungen elementarster Gestalten dürfen wir in Parallele setzen die Ausdruckswirkungen elementarer Rhythmen, zeitlicher Gestalten. Wir denken an den Ausdruck der Ruhe, des Herablassens, Herabsinkens im Trochäus, der Erregung, des Aufsteigens im Jambus; an die Steigerung der Erregung im Anapäst, im Gegensatz zum gewichtigen Creticus, der wieder im Gegensatz steht zu dem leichtsinnig hüpfenden Amphibrachys. Hier sind primitivste, aber mächtige Ausdrucksmittel, die der dichterische Genius meist wohl ganz unbewußt gebraucht; mit dem Gefühl, mit dem Gedanken ist auch das entsprechende Versmaß schon da. Jede Seelenbewegung fordert und führt herbei ihre charakteristische rhythmische Gestaltung, ihren eigentümlichen bestimmten Ausdruck. Hier ist der Punkt, von dem aus sich dem Blick die Aussicht eröffnet in das Gestaltenreich der Musik, in welchem, in Harmonien, Melodien und Rhythmen das innerste Fühlen und Streben des Menschen seinen Ausdruck findet, Freude und Leid, Jubel, Stolz und Größe, alle Sehnsucht der Menschenseele unmittelbar sinnliche Gestalt gewinnt. Aber wir können dahin dem Blick nicht folgen.

Was wir sehen, mit Sinnen erleben ist Ausdruck geistigen Begehens. Alles Gestaltete ist nichts, wenn es nicht Ausdruck eines Geistigen ist. Wir betonen in unserer Zeit mit Recht die Bedeutung der Gestalt als Ausdruck der Seele; wir fordern Ausdruckskultur, so im Leben, so in der hohen Ausstrahlung und Weiterbildung des unmittelbaren Lebens, in der Kunst. In diesem Sinn sind wir Expressionisten. Aber seit Urbeginn der Welt war alle Gestalt Ausdruck und nichts als Ausdruck; die ganze Natur ist die Expression Gottes; und eine Kunst, die nicht Ausdruck wäre, hat es nie gegeben. Aber wie die Seele sich in Wechselwirkung mit der Umgebung erst entwickelt, die sie reizt und drängt, ihre schlummernden Anlagen erst zur Wirklichkeit und Wirksamkeit und vollen Reife zu entfalten, so wird auch der Künstler der befruchtenden Impressionen, der Eindrücke, die die Natur ihm gibt, nicht entraten können und wollen. Man kann nicht immer nur ausatmen, man muß auch einatmen; auf Polarität beruht alles wahre Leben; allerdings atmet man das Eingeatmete nicht unverändert wieder aus, sondern es ist ein Anderes, ein Neues, ein Selbstgebildetes geworden durch die eigentümliche Innenarbeit des Subjekts. Wenn der Künstler auch gewiß und notwendig, wie Albrecht Dürer sagt, „inwendig voll Figur“ ist, so kommt diese Anlage doch erst zum Ausdruck, zum Leben, die Möglichkeit erst zur Wirklichkeit, durch das äußere, eindrucksvolle Erleben. Derselbe Albrecht Dürer hat das erste deutsche Geometriebuch geschrieben, in dem er mit Enthusiasmus diese geistbeherrschten Formen entwickelt, und er hat die Künstler auf das Studium der Formen der Natur hingewiesen: „Das Leben in der Natur gibt zu erkennen die Wahrheit dieser Dinge, darum sieh sie fleißig an, richt dich danach und geh nit von der Natur, in dein gut Gedunken, daß du wollest meinen, das besser von dir selber zu finden, dann in irrdest verführt. Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reihen, der hat sie.“

In allen Gestalten der Natur lebt ein innerer Rhythmus, und wenn er erklingt, schwingt der innere Rhythmus in uns mit. Und der innere Rhythmus in uns schafft sich in äußeren rhythmischen Gestalten den Ausdruck seiner selbst. Wir sind gestimmte Saiteninstrumente; wenn Töne derselben Stimmung in sie hineinklingen, so schwingen sie mit und die Stimmung wird verstärkt. So wird die Gestalt zum Ausdruck der Stimmung, die uns beherrscht und die nach Ausdruck ringt. In der ganzen Natur spielt in allen Gestalten, wie auf Instrumenten, der Geist. Am Außereren, durch die Impression des Außereren, wird die Seele erst ihrer immanenten Formen sich bewußt. Im Außereren und am Außereren, an Gestalten erlebt das Innere sich selbst. So ist das irdische Gesetz für Menschen, die das Geistige mit Sinnen sehen und erleben: Kein Inneres ohne ein Außereres, kein Außereres ohne ein Inneres. Ueberall ringt die Seele danach, sich zu gestalten, und

überall schauen wir Gestaltung als Ausdruck unseres Geistes. Und so leben diese beiden Seiten der Menschlichkeit, Geist und ausdrucksvolle Gestaltung, ineinander und durcheinander. Innen und außen derselbe Geist; er lebt im Innern der Seele und draußen in allen Gestalten der Natur als deren wahres Wesen.

Nicht fremd, gar feindlich tritt die Welt der Naturgestalten der Innenwelt des schöpferischen Menschen gegenüber; vielmehr überall steht er, fühlt er Geist von seinem Geist. So wird ihm die gestaltenreiche Natur zur großen Lehrmeisterin, der er lauscht und die er verehrt. Denn in den Gestalten der Natur sieht und fühlt und ahnt der Mensch den Ausdruck des univiersellen, göttlichen Geistes, der auch ihm im Innern lebt; er spricht zu ihm, dem sinnlichen Kinde, durch Bilder und Gestalten. Diese Bilder, den Ausdruck dieser Gestalten verstehen, bedeutet, den göttlichen Geist verstehen. Und von diesem Geist durch tiefe Impression beeindruckt und befruchtet, schafft der Künstler, und jeder im Leben schaffend tätige Mensch, die großen ewigen Werke, die geistdurchwirkten Gestalten. Nicht nur das Kunstwerk im engeren Sinne, alles, was der Mensch aus seinem Innern heraus lebendig unter Menschen schafft und wirkt, was er organisierend gestaltet, endlich sein eigenes Leben selbst, ist ein Kunstwerk, der gestaltete Ausdruck seines Geistes. In all seinem Wirken, in allen seinen Werken soll der Mensch den göttlichen Geist in ihm zum Ausdruck bringen. Diesen Geist, der in uns lebt, zu fühlen nicht nur in der Tiefe des Gemüts, sondern zum Ausdruck zu bringen in lebendigen Gestalten, das ist Menschenaufgabe und Menschenglück. Das sind die Werke, aus innerem geistigem Gesetz mit Notwendigkeit geschaffen, wie

die Gestalten der griechischen Plastik, vor denen Goethe ausruft: Hier ist Notwendigkeit, hier ist Gott.

Die Freiheit des menschlichen Geistes bringt sich zum Ausdruck, nicht im Gegensatz zur Natur, sondern indem sie in den Gestalten der Natur sich selbst schaffend erblickt. Die göttlich-geistige Natur ist der Kosmos, die nach eigenen Gesetzen des Geistes geschaffene schöne Welt, der Gottheit lebendiges Kleid. Die Natur ist das anschauliche Reich des Geistes und seiner Gesetzlichkeit, ist die Schönheit als Symbol der Wahrheit, gegenüber dem gefühllosen, geistlosen, gestaltlosen Chaos. Nicht als Anarchie, sondern als Gesetz ist die Natur Bild und Ausdruck des göttlichen Geistes. In der Brihadaranyaka-Upanishad lesen wir (Eberhardt): „Im Anfang war der Geist; doch einsam war er. Da kam's wie Sehnsucht über ihn — und seine Wünsche wurden zum Begehren; in süßer Qual rang er aus sich heraus, der Form zustrebend für sein glühend Sinnen — und sich! Da trat es endlich vor ihn hin, und seinem Sehnen nahe die Gestalt.“

Der Mensch ist in den Gestalten der Natur im „Seinen“; sein Geist lebt und empfindet und schafft in der gesetzlichen, organischen, kosmischen Erscheinung. Die göttliche Seele ist die Wahrheit und das Wesen; ihr Ausdruck ist die geistbelebte, gesetzbeherrschte Gestalt, die harmonische, schöne Gestalt. Hingabe und Verehrung machen den Menschen teilhaftig des Geistes, der seinen Ausdruck sucht und findet in den Gestalten unserer Welt. Der Liebe öffnet die göttliche Natur ihre Geheimnisse. Und es deutet der Mensch die bedeutenden Symbole, den Seelenausdruck der Gestalten.

Franz Schnabel / Die Gabelung der höheren Schulen, ein Kulturproblem.

Mit unserem gegenwärtigen Schulwesen — das wir aus dem alten Staate überkommen haben und das in seiner heutigen Gestalt in dem letzten Menschenalter so geworden ist — will sich im Grunde eigentlich niemand recht zufrieden geben. Aber es geht unserer Schule hierbei nicht anders als unserem ganzen Kulturleben, und das Mißbehagen stammt auch nicht von gestern oder vorgestern, ist kein Erzeugnis des Krieges und der Revolution, sondern war schon vor dem Kriege gerade unter den Besten verbreitet; die Ereignisse der letzten Jahre haben auch hier nur ausgelöst und offenbar gemacht, was in langen Jahrzehnten sich entwickelt hatte. Das Alter hatte schon vor dem Kriege gelernt, zu verzichten, und lebte dem Gedächtnis eines Kulturgedankens, der in seiner geschlossenen Einheitlichkeit ehemals etwas Großes gewesen war, aber in der allgemeinen kulturellen Zersplitterung des 19. Jahrhunderts sich verflüchtigt hatte. Und die Jugend, die unmittelbar vor dem Kriege heranwuchs, hatte ihrerseits neue Ziele gesehen und war im Zuge, einen neuen Glauben und eine verjüngte Einheit sich zu erobern, als die Katastrophe hereinbrach, um die ganze werdende Generation zu vernichten. Zwischen den Alten und den Jungen aber standen damals die Männer, die sich die Träger des neuen Zeitgeistes nannten: diese waren stolz darauf „die Hand am Pulse der Zeit“ zu haben, sie erkannten, daß die Moral der Epoche Erfolg und Betriebbarkeit hieß, und sie wurden, da das Zeitalter allzu stürmischer Neuerungen doch auch wieder abgeneigt war, die Männer der Kompromisse! Dann hat die wilhelminische Ära durch ihren eigenen Zusammenbruch diesen Trägern ihres Geistes erst den Weg recht freigemacht und die letzten Hemmungen beseitigt. Während die Jugend nach den erschütternden Erfahrungen und Verlusten des Krieges zerstreut ist und erst langsam ein neuer Stamm sich bildet, während sie ratlos sucht und tapet und mit erbarmungsloser Wahrhaftigkeit ihre Kritik übt, ohne von dem Besseren mehr als eine heilige Sehnsucht zu besitzen — setzt drüben eine ganz andere Kritik an dem Bestehenden ein, die fühlt und selbstlicher den alten, eingelösten Wunschzettel nochmals vervollständigt und ihn als neueste Ware vorlegt.

Dies ist die Lage, in der unser kulturelles Leben heute sich befindet — und also auch unsere Schule. Unzählbares ist darüber schon geschrieben und gesagt worden — Forderungen, die einst für ganz andere Verhältnisse erdacht waren, sind zu Dogmen erhoben, Wünsche, die dem Wesen des alten Systems entsprungen waren, als jüngste Weisheit ausgeboten worden. Aber alles was bisher von Schulreformen zur öffentlichen Debatte stand, rührte doch noch nicht so tief an in die innersten Grundfragen unserer geistigen Zukunft als das Problem der Gabelung unserer höheren Schule. Die Fachliteratur ist seit Monaten angefüllt mit Erörterungen darüber, Entscheidungen von größter Tragweite für unsere Kultur und für unsere Jugend stehen unmittelbar bevor — die Öffentlichkeit aber weiß

noch wenig um diese Dinge. Der Gedanke an sich ist gewiß nicht neu, daß man einseitig begabten Schülern die Möglichkeit geben solle, ihr besonderes Fach eingehender schon auf der Schule zu pflegen, in seine tieferen Probleme durch ausgedehnte und konzentrierte Studien einzudringen und also auch durch die erhöhten Leistungen auf dem einen Gebiet sich einen Anspruch auf Erleichterungen für das andere zu erwerben. Die Frage, so gestellt, ist im wesentlichen eine Frage der pädagogischen Wissenschaft und der schultechnischen Praxis; sie beschäftigt zuerst den Psychologen, der über das Wesen und das Vorkommen der „einseitigen Begabung“ zu berichten hat — denn die Knabenfragel einzelner Genies wird auch durch die besten Schulorganisationen nicht ganz unmöglich gemacht werden können —; sie beschäftigt ferner den Schulmann, der festzustellen hat, ob das lateinische und das mathematische Denken in der Tat entgegengesetzte Pole geistiger Betätigung darstellen, und sie beschäftigt den Praktiker, der Mittel und Wege zu suchen und Erfahrungen zu sammeln hat, damit man die einseitig Begabten, falls ihre Berücksichtigung wirklich geboten erscheinen sollte, in den Rahmen des Schulorganismus eingliedern kann; ob dies durch besonderen Ausgleich in der Notengebung, durch Verschiebung der Stundenzahl, durch Einräumung anderer Begünstigungen oder wie immer sonst geschehen soll, ist eine Angelegenheit der Schule, deren befriedigende Lösung im einzelnen Falle doch immer in erster Linie durch die Persönlichkeit und den Takt von Lehrer und Schüler gewährleistet wird. Die Öffentlichkeit hat schwerlich ein großes Interesse an den Einzelheiten dieser Regelung.

Nun ist aber das Problem der Gabelung von seinem ursprünglichen Ausgangspunkt in neuerer Zeit immer mehr auf eine grundsätzlich andere Basis hinübergehoben worden, und in diesem Augenblick wird es allerdings zu einer Kulturfrage ersten Ranges. Man wird deshalb jenen pädagogischen Schriftstellern Dank wissen, die zur Rechtfertigung der Gabelung nicht mehr das menschliche Recht des einseitig begabten Schülers zittern, sondern mit unnachahmlicher Klarheit zeigen, daß es hier um etwas ganz anderes geht und daß es sich um eine Frage handelt, die tief hinab in die Grundvoraussetzungen unseres ganzen geistigen Lebens reicht. Ich meine mit diesen Schriftstellern die beiden Referenten über die Gabelungsfrage, die in der neuesten Nummer der „Südwestdeutschen Schulblätter“ das Wort in dieser Sache ergriffen haben, Dr. Weiß und Breusch, beide Professoren in Freiburg. Da die „Schulblätter“ das offizielle Organ des Badischen Pädagogischen Vereins sind und die dort vertretene Meinung immerhin Aussicht hat, gehört zu werden, halte ich es für meine Pflicht, die Öffentlichkeit auf die Frage aufmerksam zu machen, die heute die Fachkreise bewegt und von der, wie mir scheint, die geistige Zukunft unserer Nation in der Tat ganz unmittelbar abhängt.

Beide Referate gehen aus von unserer wirtschaftlichen Notlage: diese gestatte den Luxus einer „allgemeinen Bildung“

nicht mehr, sondern jeder einzelne von uns und wir als Gesamtheit sein gezwungen, von Anfang an die Augen geradeaus auf jenes Ziel zu richten, das Berufsbildung und produktive Tätigkeit heißt. Die bisherige Schule war nach dieser Meinung unwirtschaftlich; sie ist daher jetzt so zu organisieren, daß möglichst viel Kräfteenergien gespart werden, damit „die Kosten der Ausbildung für die akademischen Berufe geringer werden“ und „die Berufsbildung früher wie bisher fertig wird und der Geistesarbeiter eher zu verdienen beginnt“.

Man muß gestehen, daß diese Beweisführung lückenlos und konsequent ist, würdig eines utilitaristisch konstruierten Denkens. Wer die Prämisse zugibt, wird sich den Folgerungen nicht entziehen können. Die Prämisse aber lautet dahin, daß alle Allgemeinbildung ein „Popanz“ ist, ein „Böbel“; und da die Nation sich heute nur noch „lebenswichtige“ Unternehmungen leisten kann, so ist dieses ganze „rote Wissen“ preiszugeben. Und es wird dabei nicht etwa jene Art und Weise angegriffen, wie die heutige Mittelschule die Allgemeinbildung pflegt und übermitteln; es heißt nicht: „weh' denen, die auf Moses' Stühlen sitzen“. Denn darüber wäre ja viel zu sagen, daß und warum die höhere Schule heute nicht mehr so wie ehemals Pfliegerin des Geistes ist und wie und warum sie es wieder werden muß. Nein! Es wird grundsätzlich der Satz verfochten, daß der Zweck auch der höheren Schule ausschließlich in einer möglichst früh einsetzenden Vorbereitung auf den künftigen Fachberuf besteht; denn „aller Kulturfortschritt beruht auf den Leistungen des gründlichen Fachwissens“.

Dies ist der entscheidende Satz, der das ganze Gebäude trägt; er ist geeignet, unzähligen Gebildeten, die in der Beherrschung kurzfristig geworden sind, das Opfer des freien Menschentums erträglich zu gestalten; aber er selbst ist älter als alle unsere wirtschaftliche Not, er ist die Parole, die über dem vergangenen Menschenalter in verführerischem Glanze geleuchtet hat, ist Weisheit von gestern, die morgen schon nicht mehr gelten wird! Denn was anders ist es denn, was wir heute wieder suchen, als eben den Menschen, den das vergangene Jahrhundert über allen Triumpfen der Technik und der Materie vergessen hat. Und soll man, um dies zu beweisen, erst noch an die Philosophen erinnern, die heute außerstanden sind und Leser und Hörer in ungeahnter Zahl finden, wie niemals vorher ein Philosoph seit den Tagen, da Pichte zur deutschen Nation sprach.

Doch, was soll ich Kennerling oder Max Scheler zitieren, oder wie sie alle heißen, und von denen jeder in seiner Weise über die Kulturzersplitterung und das Fachwissen hinaus eine neue Humanität, ein neues Menschentum sucht. Gar mancher wird diese Sehnsucht der Zeit in sich empfinden und dennoch die Beschränkung auf die Berufsarbeit und auf ihre intensivste Ausgestaltung gerechtfertigt finden eben durch die Not der Zeit und durch den erzwungenen Verzicht, der sich gegenüber der Fülle des heiligen Wissensstoffes aufdrängt. Aber es muß gesagt werden, daß die frühe geistige Spezialisierung nicht nur den Menschen in seinem ursprünglichen und ewigen Rechte und Werte vergiftet, sondern daß sie auch dem Berufsmenschen selbst ganz und gar nicht den so klug und nüchtern errechneten Nutzen, auf den doch alles ankommt, bringen kann. Sie wird gerade ihn in der Entwicklung seiner Fähigkeiten und in seinem ganzen geistigen Schaffen dauernd hemmen und ihn zur Erfüllung selbst seiner ungeraten Aufgaben unfähig machen. Denn was will eigentlich diese Gabelung, wie sie sich aus einem solchen, im Fachwissen auf- und untergehenden Kulturgedanken ergibt? Es sollen die Oberklassen unserer Höheren Lehranstalten in mehrere Schulgattungen gegliedert werden, von denen jede ausschließlich dem künftigen Berufe und seinen besonderen Bedürfnissen entsprechend ausgestattet und ausgestattet wird. Es handelt sich dabei nicht mehr einfach nur um die Rücksicht auf eine stärker nach der naturwissenschaftlich-mathematischen und auf eine nach der sprachlich-historischen Seite neigende, individuelle Begabung; es sollen auch Spezialwissenschaften, die für besondere „lebenswichtige“ Berufe von Bedeutung sind, schon in die einzelnen Lehrpläne aufgenommen werden; aber im ganzen hat doch auch dieser Gabelung trotz gelegentlicher vorübergehender Dreiteilung die im Wesen der Sache ruhende Scheidung nach den beiden großen Gebieten menschlicher Geistesaktivität zugrunde. Die exakten Wissenschaften sollen zwar auch im sprachlich-historischen Zweig eingehende Berücksichtigung finden — denn „das wichtigste, unsere Werteproduktion, braucht jede einzelne Begabung, die sich ihr anwenden will“ —, aber die Fremdsprachen andererseits „sollen in dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweig nur so weit getrieben werden, daß das in den unteren Klassen Gelernte nicht vergessen wird. Ziel ist hierbei die Möglichkeit, ausländische Fachliteratur lesen zu können“ (Weiß).

Ueber die psychologische und pädagogische Unmöglichkeit eines solchen Sprachunterrichtes — weil Schüler der Oberklassen auf die Dauer niemals mit Repetition allein festgehalten werden können — soll hier im einzelnen nicht gesprochen werden; das ist in der Fachliteratur zu erörtern. Hier han-

delt es sich um den Kulturgedanken, der den erzieherischen und geistesbildenden Wert leugnet, den die Fremdsprachen für den künftigen Ingenieur oder Chemiker über den unmittelbar ausmüßbaren Nutzen hinaus besitzen. Daß man diese Frage heute erst noch einmal diskutieren muß, ist eine peinliche Ueberraschung; denn es ist ja die große kultur- und schulpolitische Leistung von Hermann Helmholtz gewesen, daß er den Ausgleich zwischen den humanistischen und realistischen Forderungen des modernen Lebens noch ohne Verstörung des klassischen Kulturgedankens gefunden hat und ihn gesichert zu haben schien. Der große Naturforscher, der im Kampfe für die Anerkennung der mathematischen Studien stand, hat dennoch — man lese es im einzelnen in Königsbergers eingehendem Werke nach — immer wieder betont, welche Bedeutung die Geisteswissenschaften besitzen für jeden Naturforscher, der mehr leisten will als einfach nur die Weiterleitung überlieferter Erkenntnisse und Handgriffe. Und wenn auch alte Autoritäten keineswegs etwas beweisen können, so bleibt es doch erstaunlich und bitter zugleich, daß Sprecher der höheren Schule den Ruf nach der Fachwissenschaft in dem Augenblicke erheben, wo die Technischen Hochschulen ihrerseits sich zurückbesinnen auf die erkenntnistheoretischen und psychologischen Voraussetzungen des naturwissenschaftlichen und technologischen Denkens und deshalb eine „Allgemeine Abteilung“ sich angliedern oder sie ausbauen. Und sie tun es nicht, um die Grundlagen eines allgemeinen Kulturbewußtseins in dem Studenten zu legen — diese soll er eben mitbringen, bevor er zur Hochschule kommt —, sondern, wie es kürzlich einmal von Hellpach trefflich an dieser Stelle gesagt worden ist, gerade zur Ausweitung des Berufswillens und weil der Ingenieur heute mehr denn je menschliche und nicht bloß sachliche Kräfte zu meistern und zu organisieren hat. Wie kann er da die Geisteswissenschaften entbehren, die es mit Urteilen nach psychologischem Taktgefühl zu tun haben, mit der Ausbildung des sittlichen und ästhetischen Gefühls, mit der Entwicklung einer anschaulichen Kenntnis menschlicher Empfindungen, Vorstellungsweisen und Kulturzustände. In einer Zeit, wo die neuen Wissenschaften der Sozial- und Wirtschaftspsychologie, der Psychotechnik, der allgemeinen und angewandten Betriebskunde heranwachsen und wo sie die engen Beziehungen zwischen Technik und Seelenkunde, die Bedeutung des Irrationalen gerade auch für die scheinbar äußerlichsten Arbeitsverrichtungen kennen lehren — in einer solchen Zeit will man den künftigen Ingenieur, der das alles einmal studieren und ausüben soll, in eine Schule bringen, die bewußt sich begrenzt und die Beschäftigung mit der Seele und dem Menschen von sich weist. Und in einer Zeit, wo die eigentliche große Kulturmission der Technik erst sich auszuwirken beginnt, wo sie nach einem Zeitalter brutaler Entfesselung aller Naturkräfte nun selbst berufen ist, den Geist Herr werden zu lassen über die Materie und die Anwendung und Auswertung ihrer Erfindungen nicht schrankenlos watten zu lassen, sondern sie einem Kulturwillen dienlich zu machen — in einer solchen Zeit soll der Zweck und die Aufgabe der höheren Schule nur noch darin bestehen, „der Hochschule gewisse fundamentale Teile ihres herkömmlichen Lehrstoffes abzunehmen und deren Gebrauch den Schülern so einzuüben, daß er ihnen in Fleisch und Blut übergeht“.

Keineswegs! Gerade die wirtschaftliche Armut und gerade die fachwissenschaftliche Zersplitterung der Gegenwart haben bewirkt, daß die Kulturaufgaben der höheren Schule größer geworden sind als jemals in der Vergangenheit. Zahlreiche Disziplinen die ehemals Allgemeingut aller Studierender gewesen sind — ich erinnere nur an Philosophie oder Geschichte — sind heute im Rahmen der Universitäten Fachwissenschaften geworden und werden in ihren tieferen und allgemeineren Zusammenhängen den kommenden Generationen verloren gehen, wenn die Schule den Zugang dazu nicht eröffnet. Und angeht es all dieser Tatsachen gibt es Lehrer dieser Schulen, die von der Beschränkung auf das engste Fachgebiet predigen und die Ausweitung des allgemeinen und des beruflichen Könnens verwerfen. Und wenn sich ein solcher Lehrer dabei auf das Beispiel der Franzosen und der Engländer beruft, so muß gesagt werden, daß er diese Kulturen unmöglich aus eigener Anschauung kennen kann. Denn nirgends ist der nationale Kulturgedanke — verklärt durch die Einseitigkeit und Logik einer unvergleichlichen geschichtlichen Entwicklung, durch den Zauber eines reichen Schrifttums und den zarten Goldglanz einer unendlich verfeinerten und gepflegten Sprache — zu solcher, das ganze zeitliche Leben erfüllenden Wirkungskraft gesammelt worden als gerade in den französischen Ancées; und nirgends ist das Bild des harmonischen Menschen so tief ergriffen und so ganz den nationalen Besonderheiten eingepaßt und angepaßt worden als in den großen Colleges von England. Immer wieder ist man ja erstaunt, daß diese bewußte Vereinerung aller menschlichen Lebensziele auf den Fachberuf gerade in dem Augenblicke gepredigt werden kann, wo — meist auf dem Umwege über England — das hellenische Ideal der Vollkommenheit nun auch im Spiel und Sport von neuem durch unsere Jugend entdekt wird. Wie unsagbar klein

und veraltet klingen da die Lehren vom Rechnen und Knauern mit den Knabenjahren, und wie veraltet klingt auch der Ton dieser Forderungen, der mit seinem selbstherrlichen „Ich fordere erstens . . .“, mit seinen knappen und massigen Befehlen — „dies unwirtschaftliche Verfahren muß aufhören“ — gar sehr an den Stil der verflochtenen Kommandobehörden gemahnt. Nein! Ein solcher Geist ist kein neuer Geist, und er entspricht am wenigsten den heutigen Zielen. Denn größer als je sind die Aufgaben der höheren Schule gerade heute, und ein solcher Selbstverzicht wäre ihr Ende und zugleich auch das Ende der akademisch gebildeten Lehrerschaft. Und ich nenne ein warnendes Wort Friedrich Neumanns von tiefster politischer Weisheit: „Ein Stand, der sich selber in die Ecke setzt, wird bald aus der Ecke nicht mehr heraus können.“

Soll man nach all dem noch bemerken, wie eng und dürftig überhaupt die Auffassung vom Wesen der geistigen Arbeit in diesen Vorschlägen sich darstellt? Soll man daran erinnern, daß der Vorgang der Forschung und jeder höheren geistigen Tätigkeit so ganz und gar im Unbewußten sich vollzieht und daß selbst die Erziehung zu der denkbar rationalsten Geistestätigkeit, zum mathematischen Denken, Hilfskräfte braucht aus Erfahrung und organischer Entwicklung. Es ist so unsagbar einfach und so weltfern von aller psychologischen Erkenntnis, wenn die Lern- und Arbeitsjahre der Jugend auf das Verhältnis von Dauer und unmittelbar verwertbarem Ertrage geprüft, wenn sie gemessen und gemogon werden wie die Arbeitsstunden der Handarbeit; denn daß die gerade Linie nicht immer die kürzeste ist, dürfte auch ein Mathematiker einsehen. Wahrhaftig — daß alte, scheinbar wertlose und längst vergangene Erfahrungen und Kenntnisse aus den fremdesten Gebieten im entscheidenden Augenblick die Binde lösen können, zeigt die Geschichte der Erfindungen auf jeder Seite. Wer nur Fachmann ist, bleibt immer ein Mann der Methode und wird nie ein Bahnbrecher werden. Gewiß, es müssen in Wissenschaft und Technik auch solche Menschen geben; aber sie werden nie Führer großen Stiles werden, wie unser zerbrochenes Vaterland sie braucht. Da haben nun freilich die Freiburger Schulreformer einen Begriff von Führertum aufgestellt, der aussieht wie eine Apothekose jener dem preussischen wie dem sozialistischen Staatsgedanken in gleicher Vollendung eigenen Bürokratie. Da gibt es „geistige Führer für unsere Produktion, geistige Führer für Handel, Verkehr und Gesellschaftsprobleme, und endlich geistige Führer auf dem rein ideellen Gebiete“. Ist das nicht das alte System in Reinkultur, und der Referent für Erziehungsfragen meint dabei, noch wunderbar fortschrittlich und reformerisch zu sein. Ist das nicht jener Ressortismus, von dem wiederum Hellpach kürzlich in seiner akademischen Antrittsrede mit ernstesten Worten gesagt hat, daß er uns mitgeholfen hat, den Krieg zu verlieren: „der große Mann ist noch nirgends in der Welt ein Ressortpezialist gewesen“, so ungefähr schloß er, „und auch im Kleinen kann man nur führen, wenn man über die Enge seines Faches hinausgewachsen ist — sonst bleibt man bestenfalls immer ein Sachverständiger“. Es ist ein unglaublich subalterner Standpunkt, der diese mechanische Abstempelung zuwege gebracht und darauf eine neue Schulorganisation aufgebaut hat.

Natürlich brauchen Staat und Wirtschaft auch Kärner und Diener, die nur „Sachverständige“ sind und sonst nichts. Aber was diese auf den höheren Schulen und den Universitäten zu suchen haben, ist nicht erfindlich. Die gegabelten Schulen können, wenn sie ins Leben treten, treffliche Vorbildungsanstalten für die Menge der technischen und kaufmännischen Hilfskräfte werden, ohne die das große Gebäude der modernen Volkswirtschaft undenkbar ist; und es bliebe dabei im einzelnen noch zu prüfen, wie weit auch durch diese Schulen der Strom eines weiteren geistigen Lebens zu lenken ist. Aber jedenfalls sind diese Anstalten dann Fachschulen geworden, und wenn sie sich nicht wieder Gewerbe- und Handelsschulen nennen und ihre bisherige Bezeichnung als höhere Lehranstalten behalten wollen, so übernehmen sie eben den überlieferten Namen in ihr neues Dasein. Und wenn man allen jenen Jünglingen, die nicht für wahrhaft führende Stellen berufen sind, auf diesen Fachschulen ihre Berufsbildung verleiht, dann allerdings wird man in der Tat den Eltern und dem Staate gewaltige Kosten ersparen — und darauf kommt es ja den beiden Sprechern der Gabelung so ganz besonders an. Es ist ja in Wahrheit gar nicht so, wie es diese darstellen, als ob die Verlängerung der Berufsbildung durch den Raubbau veranlaßt sei, den die Schule mit ihrer Allgemeinbildung an der Jugend treibe. Jedermann weiß, daß in Wirklichkeit die Ueberfüllung der akademischen Berufe — eine Erscheinung, die ebenfalls durch den Krieg nur verstärkt, nicht hervorgerufen worden ist — sich als die Ursache der sinnlosen Länge der Vorbereitungszeit darstellt; man mag das „unwirtschaftliche Verfahren“ der heutigen

Schulen noch so sehr rationalisieren und wird doch nur die Anzahl der Volontäre und ausstudierten Anwärter vermehren. Hier kann nur rücksichtslos Umkehr helfen, die das wirtschaftliche Leben der Gegenwart ja sicher schon sehr bald erzwingen wird, und sie wird in den neuen Fachschulen die geeigneten Vorbildungsanstalten für bescheidene Funktionen finden.

Daß aber diese Anstalten keine höheren Schulen mehr sind mit der Aufgabe und Fähigkeit, die künftigen Führer der Nation vorzubereiten, scheint mir nach allem, was über Führertum und Wesen des forschenden Geistes gesagt worden ist, außer Zweifel. Die Hochschulen werden Studenten erhalten, die allerdings an sachlichen Einzelkenntnissen vielfach hinter ihren Altersgenossen von den Fachschulen zurückstehen, und die Hochschulen werden ihre Vorlesungen nach ihnen und nicht nach den Fachschulen einzurichten haben. Der anfänglichen langsameren Ausbildung des Fachwissens wird aber bei diesen Schülern sehr bald eine Periode folgen, in der sie durch die allgemeinere Schulung ihres Geistes und den weiteren Horizont, über den sie verfügen, sehr rasch die anderen überflügeln werden. Denn darüber besteht ja kein Zweifel, daß die unbestreitbaren Schäden, an denen unser heutiges Mittelschulwesen krankt, in dem Augenblicke zu einem sehr großen Teil behoben sind, sobald einmal der ganze Troß, der sich heute an sie hängt, von ihr abgeschüttelt ist. In ihr sitzt heute die große Anzahl der Schüler, die nichts suchen als eine Berechtigung und ein Sprungbrett für die Fachschulen und die für eine harmonische Ausbildung des Geistes nicht geschaffen sind. Die höhere Schule aber ist gezwungen, das Kostlichste und Feinste, was wir an geistigen Gütern besitzen, den widerwillig Annehmenden aufzudrängen, und sie hat damit allerdings unsere ganze Allgemeinbildung diskreditiert. Nicht daß sie ein „zweckarmer Betrieb“ ist, ist ihre Schuld, sondern daß sie überhaupt „Betrieb“ ist. Wenn jetzt durch die Gabelung die Möglichkeit geboten ist, diese geschichtliche Schuld, deren Gründe tief in der Vergangenheit wurzeln, zu sühnen, so ist in diesem Sinne die Gabelung eine wohlthätige Befreiung von der Hypertrophie der höheren Lehranstalten; aber die wenigen und verkleinerten Anstalten, die dann noch bleiben, haben dann wenigstens den Weg sich freigemacht, der noch einmal die Besten — werden sie nun Juristen, Aerzte, Ingenieure oder was immer — zur freien Höhe des vollkommenen Menschentums führen kann.

Wie dieser Weg im einzelnen verläuft, das soll man nicht im voraus feststellen und beschreiben. Wenn nur erst einmal der Geist sein neues Leben begonnen hat, dann werden auch erlaubige Jugend und hingebendes Alter die verlorene Einheit der geistigen Kultur wiederfinden. Und die Jugend, die wirklich zur Führung der Nation berufen ist, wird, wenn sie nur erst von dieser Umwelt der gewöhnlichen Streber und der Unzulänglichen befreit ist, in der kleineren Arbeitsgemeinschaft den Segen eines werdenden und sich emporringenden, neuen Kulturgedankens empfinden, und über ihr wird nach zwei Menschenaltern sachwissenschaftlicher Zerrissenheit von neuem die Sonne des vollendeten Menschentums aufleuchten. Daß sie in dieser Lust auch wirtschaftlich und technisch freier vorwärtschreiten, als die kurzfristige Nützlichkeit, und daß gerade sie in der Not der Zeit besser gerüstet ist als nützliche und angestellte Berechnung, ist ein Glaube, der durch die Erfahrung bestätigt ist. Noch ist es nicht so weit, und das Wort vom rascheren Geldverdienen klingt vielen als eine verlockende Melodie, die auch den letzten Rest jugendlicher Gerechtigkeit und starken Kulturwillens der tatsächlichen wirtschaftlichen Notlage zu opfern zwingt. Aber kein Zweifel, daß die Besten schon der heutigen Jugend dieses Schicksal als ein tief tragisches empfinden und daß sie in ihrem erzwungenen Verzicht es nicht verstehen, wie ein Lehrer, der ein „Führer“ der Jugend wohl nur in seinem Sinne des Wortes ist, kein Gefühl für diese Tragik besitzt und nun auch das Einzige, was uns noch geblieben ist, hinwegweist aus unseren Augen. Daß wir das große Kulturerbe unserer Vergangenheit nicht neu erworben haben, um es zu besitzen, spricht nur gegen uns, nicht gegen seine Verjährung und Wirkungskraft; und weil wir arm an materiellen Gütern geworden sind, brauchen wir darum doch nicht bananisch zu werden. Es kommen noch viele dunkle Stunden, und niemand kann sagen, wohin das Leben letzten Endes zielt. Aber wenn wir nicht von vornherein uns selbst zerteilen wollen wie einen Leichnam, wenn wir den Geist weder herrschend machen wollen über die Welt, um in dem Geist auch unsere irdische Existenz und unser nationales Dasein wieder zur Welt zu bringen, dann müssen wir hinlenken zu jenen Gütern, die unseres Wesens tiefer Kern. Das ist die Pflicht aller derer, die wirklich Führer und Gestalter ihres Volkes sein und werden wollen, und die Schule, die wir in diesem Sinne brauchen, darf keine Fachmenschen wollen, sondern Humanität — vollendetes Menschentum, rechtwinklig an Leib und Seele!

Vorgeschichtliches Befestigungswesen in Südwestdeutschland.

In der ersten Winterstube des Karlsruher Geschichts- und Altertumsvereins hielt Privatdozent Dr. Wahle aus Heidelberg einen Vortrag über vorgeschichtliches Befestigungswesen in Südwestdeutschland. Der Redner des Abends, der auch bereits im vorigen Winter in den hiesigen Volkshochschulfürfen über vorgeschichtliche Besiedelung Badens gesprochen hatte, führte dabei etwa folgendes aus.

Die großartigste Befestigungsanlage des genannten Gebietes ist die auf dem Heiligenberg bei Heidelberg, deren Umrisse auch im Lichtbild vorgeführt wurde. Wenn auch ihre Erforschung noch lange nicht beendet ist, so ergab die Untersuchung der dortigen zwei großen ineinander liegenden Wälle, daß in diesen, d. h. in ihrem Kern eine ziemlich starke, zum Teil noch gut erhaltene Trockenmauer vorhanden ist, die aus einfachen Bruchsteinen besteht. Ganz nach der Art wie Cäsar die Mauern der von ihm belagerten und eroberten gallischen Festungen beschreibt, läßt sich auch heute noch in den deutlichen Spuren eine ursprünglich vorhandene gewesene Holzversteifung erkennen. Aus den zahlreichen Kleinfunden, die dabei in der Kulturschicht gemacht wurden, ist auch das Alter der ganzen Anlage mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmen. Die Entstehungszeit sind die beiden letzten Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung, und als Erbauer sind die damals dort ansässigen Kelten zu betrachten. Ob aber die Wälle aus einem Guß, also auf einmal entstanden sind, oder in jahrhundertelanger Arbeit, wie hoch sie waren, wie im Innern derselben die Holzversteifung beschaffen war, das alles entzieht sich aus Mangel an genauen Entdeckungen und Funden bis heute noch der Kenntnis der Altertumsforscher.

Außer in Heidelberg hat in badischen Ländern noch keine genaue Erforschung von alten Ringwallanlagen stattgefunden. Darum muß man das Land Baden verlassen, wenn man sich einen genaueren Einblick in den derzeitigen Stand der Erforschung der vorgeschichtlichen Befestigungsanlagen in Südwestdeutschland verschaffen will. Die Gegend des Taunusgebirges ist das Land der Ringwälle. Saagjährige Arbeit hat in jenen Gegenden die alten Ringwallburgen derart peinlich und genau untersucht, daß alle oben gestellten Fragen dort ihre vollkommene Lösung finden. Angefichts dieser Tatsache ist es nur zu bedauern, daß im Lande Baden die Altertumsforschung noch nicht soweit gekommen ist.

Hier wie in allen andern Fällen hat sich überall im Innern der heutigen Wälle ein Steinkern mit Trockenmauerung nachweisen lassen. Die ursprüngliche Holzversteifung, die der Anlage bedeutend größere Festigkeit verlieh, war in ihren mehr oder minder deutlichen Spuren bisweilen noch bis in ihre Einzelheiten hinein deutlich zu erkennen.

Beachtenswert ist es dabei, daß große Zeitabschnitte der vorgeschichtlichen Kulturentwicklung bisher noch keine Befestigungen geliefert haben, daß vielmehr alle bis heute bekannten drei jeweils nur kurzen Abschnitten der Vorzeit entstammen. Diese müssen Zeiten großer Schutzbedürfnisse gewesen sein. Und in der Tat ist auch der letzte dieser genannten kurzen Zeitabschnitte, auf den bereits das erste Licht der geschichtlichen Ueberlieferung fällt, derjenige, in dessen Verlauf die Germanen die Kelten aus Südwestdeutschland verdrängt haben. Politische Verhältnisse sind also die Veranlassung zu der Errichtung jener sehr häufigen Anlagen gewesen — der Kampf der einzelnen Völker um ihre Siedlungsgebiete.

Berechnungen des Arbeitsaufwandes, den die Erbauung einer solchen Befestigungsanlage erfordert, haben zu der Erkenntnis geführt, daß die Werke von ganzen Gaugemeinschaften nach einheitlichen, vorher festgelegten Plänen errichtet worden sind, und zwar oftmals in monatelanger Arbeit.

Nach Ausweis sehr zahlreicher Einzeluntersuchungen sind die in Frage stehenden Befestigungen auch nicht, wie oft schon vermutet oder angenommen worden ist, als Fliehburgen, sondern als ständig bewohnte Siedelungen aufzufassen wie sie Cäsar in seinem Buche über den Krieg in Gallien beschreibt, übrigens unter Beigabe einer eingehenden Schilderung des Mauerbaues, der mit bestimmten archäologischen Befunden auf das Treffendste übereinstimmt.

Kernerdings ist auch noch der Versuch unternommen worden, diese alten Siedelungen mit Namen zu belegen, die uns von den schriftlichen Ueberlieferungen genannt werden. So wurde gerade im badischen Schwarzwald an dem Einzelfall der vorgeschichtlichen Befestigung von Zarten, unweit der Stadt Freiburg, mit zwingenden Gründen gezeigt, daß man in dieser Siedelung die Stätte des von dem bekannten alexandrinischen Geographen Ptolemäus genannten Ortes Tarodunum zu erkennen hat. Die beiden badischen Befestigungsanlagen auf dem Heiligenberg bei Heidelberg und bei Zarten, unweit Freiburg sind die einzigen auf badischem Boden, die bis heute wenigstens teilweise erforscht worden sind. Die Lage beider wurde auch durch vorgezeigte Lichtbilder vorgeführt; auch die Ringwallanlagen des Taunus, soweit sie zum Vortrag herangezogen werden konnten, zeigten sich zum besseren Verständnis des Themas im Lichtbild.

Es ist, so schloß der Redner seinen Vortrag, zu bedauern, daß auf diesem Gebiete noch wenig Forschungsergebnisse aus Baden vorliegen. Um so größer aber ist darum das Feld der Tätigkeit für badische Altertumsforscher in der Zukunft.

H.

W. E. Desterling / Badische Bücherchau.

Nr. 27.

Die heutige Zusammenstellung fängt ein bißchen alltäglich an, sie wird aber zum Schluß weihnachtlich werden. Beginnen wir mit den Zeitschriften.

„Die Blätter aus der Markgrafschaft“ (Schopfheim, hg. von Pfarrer N. Faist) brachten einen lehrreichen, mit Abbildungen versehenen Aufsatz von K. Herbst über die Rheinfischerei und über die Berufssprache der Oberrheinländer mit ihren charakteristischen Ausdrücken, ferner zwei Beiträge über die ehemaligen Beziehungen des badischen Fürstenhauses zu Basel. — Die Ortenau, Mitteilungen des Historischen Vereins für Mittelbaden (Offenburg) enthalten neben mehr lokalen Beiträgen als allgemeiner interessierender Artikel einen von Prof. Asmus über die Sage von Peter Staufenberg und ihre dichterische Behandlung durch Fischart, Armin, Bouqué u. a. Nicht ganz glücklich scheint der Nachweis, die Sage mit ihrem Melusinen-Motiv als eine Stammjage der Nahrung zu erklären. Das alte Gedicht ist gerade jetzt von Ed. Schröder mit dem Ritter Craon zusammen unter dem Titel Zwei altdeutsche Rittermärchen in wissenschaftlich einwandfreier Weise in 3. Auflage herausgegeben worden. Staufenberg bei Durbach ist der Schauplatz der geheimnisvollen Liebesgeschichte des Ritters Peter Diemringer und der Wasserfee, die durch Egenolf von Staufenberg ihre dichterische Fassung fand. — Ein mühsam und mit großer Geduld zusammengebrachtes Verzeichnis der Ortenau im Bild von A. Stiefert ist ein willkommener Führer durch ein reiches und weitverzweigtes Darstellungsmaterial. — Das Heft 3 der „Rheinlande“ (Düsseldorf) ist beinahe ein badisches Sonderheft geworden. In Text und Abbildungen bringt es Werke von Alb. Hauelsen und Karl Albiker, besonders des letztgenannten Zeppelin-Denkmal in Konstanz und den herrlichen Entwurf eines Helmsdenkmals für Freiburg. Eine Skizze über den Menschen und Dichter Emil Strauß weist nach-

drücklich auf die männliche, herbe und vornehme Natur unseres bedeutendsten Erzählers hin. — Wie die Karlsruher ihren Theater-Almanach, haben die Freiburger ein Bühnen-Jahrbuch mit Bildern und fertlichen Beiträgen, die beim Freiburger wenigstens nicht durch Inserate zerschnitten werden. — Eine Ortsgeschichte von guter Anlage und mit gründlichem Forschergeist schrieb Fr. Kemm über Burg und Dorf Graben (Bruchsal, Selbstverlag). Da sie auf anscheinend gutem Papier gedruckt ist, macht sie auch technisch den günstigsten Eindruck. — In ferne Zeiten, die mit Jahrmillionen rechnen, und in Ergebnisse, die trotzdem mit Wissenschaftlichkeit erzielt sind, verweist Prof. W. Paulke. Seine Entwicklungsgesehe (Rektoratsrede, Karlsruhe) gehen von geologischen Urzeiten auf geistige Verhältnisse über und ziehen politische und soziale Schlüsse von bemerkenswerter Erkenntnis und Tragweite. — Älteste Vergangenheit und ihre kritisch-historisch-psychologische Betrachtung ist das Thema des Freiburger Professors A. Hoche in seiner Broschüre Die französische und die deutsche Revolution (Jena, Fischer; 450 M.). Nicht nur die Vorgänge werden verglichen, sondern die Seelenstimmung und volkswirtschaftliche Lage der Teilnehmer sowie die Folgen und Aussichten der Umwälzung. — Eine staatsrechtliche Teilfrage aus diesem Gebiet, nämlich die neue Badische und Württembergische Verfassung vergleicht D. Koellreuter im Archiv des öffentlichen Rechts 39 (Tübingen 1920) und kommt dabei zu dem Schluß, die württembergische sei klarer und sprachlich befriedigender als unsere. Dafür war die badische um ein paar Wochen früher fertig, und bekanntlich die erste unter den deutschen Bundesstaaten. — Badische Verhältnisse werden gestreift in der Geschichte der deutschen Dominikanerinnen von Hieronymus Wilms (Dülmen, 32 M.). und zwar bei Behandlung der Ordensniederlassungen in Pforzheim, Konstanz, Freiburg und Pfullendorf. Das Buch ist natürlich ganz von konfessionellem Geist durch-

weht. Das gilt bis zu einem gewissen Grad auch von der Sammlung schlichter Lebensbilder von mehr oder weniger bekannten Badenern, die Franz Dor, Pfarrer in Langenbrücken etwas übertrieben als *Edele Männer unserer Heimat* in einem umfangreichen und mit den betreffenden Porträts geschmückten Band vereinigt hat (Karlsruhe, Badenia, 20 Mk.). Es handelt sich bei diesen Männern aus allen Berufskreisen die als Vorbilder zur Nachahmung empfohlen werden, um tüchtige Persönlichkeiten oft ohne bewegende Schicksale oder Taten aber von einer klaren Stellung zur Kirche und Zentrumsparthei. Neben dem Architekten Hübsch, dem Historiker Joh. B. v. Weiß, dem Daurat Karl Bader, dem Rechtsanwalt Karl Vegerle und dem Bibliothekar Alfred Holder finden sich, wie gesagt, noch eine Reihe anderer, deren Leben auf Grund persönlicher Mitteilungen und gedruckter Quellen, soweit sie vorlagen, berichtet und erbaulich vorgegetragen wird. — Dem verstorbenen Erzbischof Dr. Thomas Mörber widmet Gustav Stezenbach ein Erinnerungsbuch, das sein Leben und seine Zeit behandelt (Freiburg, Propverein, 5 Mk.). Außer der Biographie des 1846 in der Gegend von Wallbüren geborenen und 1896 zum Bischofthab gelangten Mannes werden seine kirchliche Verwaltungstätigkeit, seine Politik, soziale Wirksamkeit usw. in den Rahmen der Betrachtung gezogen. — Einem berühmten gewordenen Sohn unseres Landes, dem aus Offenburg gebürtigen Rechtslehrer Josef Kohler gilt die mit einem guten Bild geschmückte Gedächtnisschrift des Verlags Deder in Berlin (6 Mk.). Sie vereinigt die Reden anlässlich seines Todes. Aus berufener Mund werden die verschiedenen Verdienste des vielseitigen Menschen, Gelehrten und Künstlers gewürdigt. Betont wird, wie Mannheim richtunggebend für ihn und sein Hauptwerk über das Patentrecht war; wie er aber nie im Beruflichen stecken blieb, sondern in Musik und Dichtung genießend und selbstschaffend den Kreis seiner Persönlichkeit auswirkte; wie Shakespeare, Dante, Goethe, R. Wagner und seine ausgedehnten Reisen ihn und sein Weltbild abrundeten. — Eine Synthese seines Wesens zieht auch Albert Dierrieth in seinem Lebensbild Josef Kohlers (Berlin, Heymann, 4 Mk.), das auch auf eine Gedenkrede zurückgeht und durch Anmerkungen und Nachweise vertieft wurde. — Unsern heimischen Pädagogen Ernst v. Sallwürf behandelt Bernhard Reis in seiner Würzburger Doktor-Dissertation. Der Kampf gegen die Dogmen der Hilferschen Schule, die Untrennbarkeit von Buch und Unterricht, der Unterricht als Prinzip der Erziehung des Willens werden ins rechte Licht gerückt. — Ueber Bettina von Arnim und den Freiherrn v. Draiss verfasste Louis Liebmann einen kritischen Aufsatz (Frankfurt, Festschrift für Erhard) In ihrem mehr Dichtung als Wahrheit enthaltenden, aber Wahrheit singierenden Briefroman Clemens Brentanos Frühlingsskizzen, der ebenso wie „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ und „Die Gänderode“ mit viel Schwärmelei, Geist und Fabulierkunst geschrieben ist erwähnt Bettina auch den Erfinder der Draissine und seine Heirat mit einer Hofdame. Das Ganze weist Liebmann in gründlichen Forschungen als blühende Erfindung nach. Der merkwürdige Freiherr und unruhige Geist starb 1851 in Karlsruhe als Junggeheile. Der Brief Bettinas mühte von 1806 sein; Draiss kam aber erst 1818 von Darmstadt aus mit seiner Laufmaschine nach Frankfurt, wo er ein Patentgesuch für seine Erfindung einreichte, das abschlägig beschieden wurde.

Das auch das Ausland wieder Interesse für deutsche Literatur bekundet, beweist eine Studie von Rob. Bottacchiari über Grimmselshausen (Turin, 35 Mk.). Der gelehrte Verfasser zeigt die geistigen Beziehungen zwischen dem unsterblichen Simplicius Simplicissimus und dem spanischen vikarischen Roman auf, stellt die Verbindung mit dem Armen Heinrich, Parsifal und Doktor Faust und besonders mit Moscherosch her und weist ihm seinen Platz zwischen Dante und Goethes Faust an. Einzelne deutsche Wendungen in dem italienischen Text machen die spezifisch deutsche Haltung des Grimmselshausenschen Romans wie durch Unterstreichungen sinnfällig; so wenn es heißt: „il Bildungsroman“ oder da Christenmensch a Weltmensch. Auch die kleineren simplizianischen Schriften werden gewürdigt.

Mit einem Sprung kommen wir in die Gegenwart und stoßen dabei auf einen neuen Namen. Anders Hjarmstedt ist ein Pseudonym für einen wohl nicht aus Baden stammenden, aber jetzt im Schwarzwald lebenden Schriftsteller, der auch seine künstlerischen Stoffe aus dem Schwarzwald holt und sie in dessen Landschaft stellt. Sieben Erzählungen unter dem

Sammeltitel „Auf Tod und Leben“ (Wolfach, Ferd. Ader) sind noch nicht ganz sicher im Stil und auch etwas von der literarischen Tradition der Dornnovelle abhängig. Aber in dem Privatdruck *Tagebuch eines Verliebten*, der auch äußerlich liebevoll behandelt ist, verrät sich ein geschulter Sinn für gutes Deutsch voll schöner Gehaltenheit und Klangwirkung. Es ist ein Gedicht in Prosa auf die Macht der Liebe, stark feminin gefärbt und mit einem sinnlos unglücklichen Ende. Wehmüt liegt über dem Garzen. — Von der Freiburger Schriftstellerin Eva Hermine Peter, die ihre Arbeiten unter dem Namen *Hero Max* gehen läßt, ist ein *Mysterium Der Gott* in 5 Akten erschienen (Freiburg, E. Guenther, 10 Mk.). Unter dem Symbol einer großen Plastik, die ein Künstler schafft und zuletzt zertrümmert, werden alte Weltanschauungsfragen erörtert und in Erlebnisse verwandelt. — Ein hübsches Buch ist die Sammlung der 10 Erzählungen von August Gantner, die nach der ersten Heinerle mit dem Korb heißt (Freiburg, Herder, 18 Mk.). Gut und Böss sind in richtiger Abwägung gegeneinander gestellt, der Humor kommt zu seinem Recht und die Moral bleibt auch nicht aus. In der alemannisch-vollstämmlichen Sprache stören gelegentlich ein paar papierenhochdeutsche Worte (z. B. Junge oder traut). Sonst aber sind die Geschichten aus dem Leben geschöpft und gut angelegt. — Zwei vollwertige Gaben legt Toni Rothmund in Vöhrach auf den Büchertisch, zwei Märchenbücher, die gut ausgestattet und von E. Kuber schön mit Bildern, farbig und schwarz-weiß geschmückt sind (Stuttgart, Levy u. Müller, 21 Mk.). Das erste *Vom Altemärchenbaum* umschließt 17 Märchen, die alle der Natur entnommen und mit wahrhaft poetischer Anschauung belebt sind. Ein feiner Sinn für das Kindergemüt und für die Schönheiten der Welt, für ihre lichten Seiten und ihre, festen Gesetzen unterworfenen, Schicksale verlebendigt in reizvollster Weise alles um uns her. Die Kinder werden gewiß einen großen inneren Gewinn von diesen schönen, sinnvollen und gut erzählten Märchen haben. Und nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene dürfen sich an dem andern Buch freuen, das „Die Verunsteltnperle“ heißt. In das romanhaft spannende und verblüffend gefaltete Schicksal eines kleinen Mädchens werden eine Fülle der anmutigsten und drohigsten Tiergeschichten verwoben. Die Tierfabel ist ja alles deutsches Märchengut. Hier ist es neu gehoben von einer Dichterin, die es versteht, auf der Seele der Tiere, aus ihrem eigentümlichen Wesen heraus zu denken. Und was als moralische Randbemerkungen unaufdringlich dabei mitunterläuft, zeugt von dem fliegen, manchmal treffend satirischen Sinn der Erzählerin, wie er unbedingt zur Tierfabel gehört. Kinder (und wohl auch manche Aelteren) lernen auf die schönste Weise ein Stück belebter Naturgeschichte. Dabei sind die einzelnen Episoden kunstvoll zu einem organischen Ganzen verwoben, indem sich das Schicksal des Mädchens allmählich aus den Reden und Handlungen der Tiere enthüllt. Bisher durften wir die Schweden um das vortreffliche Kinderbuch der Selma Lagerlöf beneiden (Die Reise des Nels Holgeron mit den Wildgänsen). Ich glaube, Toni Rothmund hat uns ein wertvolles Gegenstück dazu geschenkt. — Ein altes und nie veraltendes Knabenbuch, den Robinson, hat der in Gröbningen lebende Maler Georg Scholz in vorbildlich schöner Weise illustriert (Verlag Abel & Müller in Leipzig). Sowohl die Federzeichnungen als die Aquarelle verraten in jeder Einzelheit die Hand eines Künstlers, der die Erzählung, das Wort in einer ihrem klassischen Wert entsprechenden Weise für das Auge ergäuzt. Außer dem wahr er in Tracht, Schiffsausrüstung und Landschaft die geschichtlichen und völkerverständlichen Forderungen, was ein nicht zu unterschätzender Vorzug ist. — In diesem Zusammenhang darf auch der von Volk Winkler behilderte *Märchenvogel* von Laurenz Kiesgen ehrenvoll genannt werden (Freiburg, Herder). Hier handelt es sich weniger um Märchen im eigentlichen Sinn, als um Fabeln, die klug, satirisch und vermenschlichend eine kleine Nebenwendung geschieht in einer Erzählung verstecken. — Den Schluß dieser, nun doch noch weihnachtlich geratener Uebersicht bilde ein äußerlich schmales und fein gedrucktes Gedicht-Bändchen von Jakob Vicard (Konstanz) *Erskütterung* (Heidelberg, S. Meister). Wie der Titel andeutet, handelt es sich um eine Auseinandersetzung mit Erlebnissen der Zeit. Der Tod zweier Brüder im Feld, Deutschlands Niederbruch, Maaße, Schmach und Glauben machen den Dichter berebt. Wie so viele aus der jünger Generation glaubt er an das allgemeine „Menschentum“, das kommen muß. Pantheismus des Gefühls, allgemeine Menschenrestlosigkeit durchdringt die gedankenvoll geformten Strophen. Bilder vom Bodensee und seiner Landschaft geben den Ausklang.